



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Frankreichs Kriegsziel

Bainville, Jacques

Hamburg, 1939

1. Kapitel: Gewalt der Tatsachen oder Schuld der Menschen?

[urn:nbn:de:hbz:466:1-74607](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-74607)

1. Kapitel

Gewalt der Tatsachen oder Schuld der Menschen?

Es ist nicht selten, daß nach einem gewonnenen Kriege der Sieger oder, wenn es ein Koalitionskrieg war, mindestens einer der Sieger, durch den Frieden enttäuscht ist und sich betrogen glaubt. So beklagten sich die Preußen im Jahre 1815, daß der Wiener Kongreß für sie „mit einer Sarce“ geendet habe. Auch wir haben in älterer Zeit einen Friedensvertrag geschlossen, der zu der Redensart Anlaß gab: „dumm wie der Friede“. Raymond Poincaré, dessen Kritik gegenüber den Verträgen von Versailles, Saint-Germain und den anderen Pariser Vororten keineswegs schonend war, hat mit Recht bemerkt, daß die Enttäuschung, die sie hervorriefen, nichts Neues war.

Man hat alles Mögliche über die Lücken des Versailler Vertrags gesagt, über das, was er uns vorenthalten hat und über den entgangenen Gewinn, den er für uns bedeutete. Was er uns an Gebieten, Grenzen, Geld bringt, ist weniger, als was man allgemein gehofft hatte. Besonders fiel auf, daß wir nicht einmal die Grenzen von 1814 wiedergewonnen haben, sondern die von 1815 erhielten, die Grenzen nach der Niederlage von Waterloo, deren Demütigung das französische Volk so lange empfunden hat. Es ist so offensichtlich, daß es banal geworden ist, darauf hinzuweisen, daß dieser Friede für England „in bar“ und für uns „auf Kredit“ abgeschlossen ist. Millerand, der schließlich der Erbe dessen wurde, was er nicht selbst geschaffen hatte, sprach

nach der Erfahrung von wenigen Monaten das endgültige Urteil aus, als er von der Regierungstribüne aus erklärte, daß der Vertrag von Versailles trotz der ausführlichen und bis ins kleinste gehenden Bestimmungen, die die Wiedergutmachung unserer Schäden und Verluste sicherstellen sollen, „reicher an Versprechungen als an Realitäten sei“.

Man hätte sich eine Art des Friedens denken können, die uns zwar auch nicht alles gewährt hätte, was wir wünschten, die uns aber auf eine andere Weise bezahlt hätte, einen Frieden z. B., der uns auf dem Papier weniger Milliarden zugesichert, dafür aber uns wirkliche Milliarden gespart hätte, indem er unsere Militärlasten in einem beträchtlichen Ausmaße verringert und unsere Jugend von der Wehrpflicht befreit hätte. Diese Wohltat wäre mittelbar, aber unermeslich gewesen. Geeignete Voraussetzungen, um mit dem System des bewaffneten Friedens aufzuräumen, wären das erste Ziel gewesen, nach dem man hätte streben müssen. Für die willig gebrachten Opfer wäre man reichlich und rasch durch Sicherheit und Ruhe und durch die Befreiung von der schrecklichen Sklaverei der allgemeinen Wehrpflicht entschädigt worden. Das war der Hauptpunkt des Friedens. Er ist den Unterhändlern entgangen, und die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit, die durch Einzelheiten, wenn nicht durch Lappalien gefesselt war, hat ihn ebensowenig erfaßt.

Gewöhnlich werden die Folgen auf dem Gebiet der Politik erst bemerkt, wenn sie einzutreten beginnen, das heißt, wenn es zu spät ist.

Das Kausalitätsprinzip kümmert kaum den einzelnen Menschen, den Völkern ist es völlig gleichgültig. Es ist ganz natürlich, daß die Demokratien einen umfassenden Frieden abgeschlossen haben, ohne seine Rückwirkungen in Betracht zu ziehen. In den arabischen Märchen, die sonst so wenig

philosophisch sind, gibt es eine Sabel, die diesen kindischen Fatalismus nicht übel zum Ausdruck bringt. Ein Reisender wirft in der Wüste arglos die Kerne der Datteln weg, die seine Mahlzeit bilden. Plötzlich erscheint ein furchtbarer Geist vor ihm und sagt: „Während Du mit Deinen Dattelkernen um Dich warfst, ging mein Sohn vorüber. Einer davon hat ihn ins Auge getroffen und ihn getötet. Dafür werde ich mich jetzt rächen.“ Damit den Nationen die Folgen politischer Handlungen sichtbar werden, bedarf es der Katastrophen oder des Rückschwunges des Pendels der Geschichte. Sie schicken sich in ein Leben inmitten unsichtbarer Kräfte, wie der Geister aus Tausendundeine Nacht, die sie unwissentlich verletzen und die plötzlich Sühne verlangen.

Man hat sich kaum mit den Folgen des Friedens beschäftigt. Wir wollen von seinen politischen Folgen sprechen, denn ein englischer Autor hat den Anspruch erhoben, die wirtschaftlichen Folgen aufzuzeigen. Das reißerische Buch von Keynes ist ein Pamphlet mit wissenschaftlichem Anstrich, das seinen Sensationserfolg den Paradoxen verdankt, von denen es voll ist. Es wurde das Handbuch aller, die den Wunsch hegen, daß Deutschland nichts oder möglichst wenig von den Kosten seines mißlungenen Unternehmens zahlen solle. Keynes' These ist bekannt genug. Sie hat einen gewissen Einfluß auf die öffentliche Meinung und auch auf die Regierung in England gehabt. Es ist bemerkenswert, daß der erste Autor, der, wenn auch von seinem Spezialgebiet aus, vom Standpunkt des Finanzwissenschaftlers, die Folgen des Friedens zu studieren versuchte, zu pessimistischen Schlußfolgerungen gelangte. Allerdings ist dieser Pessimismus einseitig. Keynes sieht schwarz für die besiegten Länder; für die Siegerstaaten ist er Optimist. Seine Schätzung der Schäden, die Frankreich erlitten hat, ist sehr niedrig. Er meint, daß wir unsere zerstörten Gebiete mit weit weniger

Kosten wiederherstellen könnten, als man im allgemeinen annimmt. Dagegen bereitet ihm das Schicksal Deutschlands Sorge. Wie einen düsteren Kehrreim wiederholt er, daß ganz Europa in Verzweiflung und in das Chaos versinken werde, wenn Deutschland nicht geschont und mit der Zustimmung und der Unterstützung der siegreichen Nationen wieder aufgerichtet werde.

In seinem Nachwort spricht Keynes von den „unbekannten Strömungen, die unaufhörlich unter der Oberfläche der politischen Geschichte wirksam sind und deren Folgen niemand vorhersehen kann“. Für ihn — sein Gedankengang ist klar und geht aus seinem ganzen Buche hervor — sind diese Strömungen durch wirtschaftliche Kräfte bestimmt, und zwar allein durch sie. Das ist ein anderer, ein veralteter Aspekt, der aus der materialistischen Geschichtsauffassung stammt. Keynes hat einen Vorläufer gehabt, der heute schweigt, der aber während des Krieges von sich reden gemacht hat. Das war Lord Lansdowne. Lord Lansdowne war schon vor dem Vertrag von Versailles Pessimist. Dieser Grandseigneur vergaß, daß er unter Eduard VII. zu einem guten Teil dazu beigetragen hatte, die Entente zu schaffen. Er wurde von dem Gedanken gequält, daß das Kapital unserer alten europäischen Menschheit Tag für Tag dahinschmelze. Der Gedanke an den Bankrott, die Teuerung, das allgemeine Elend verfolgte ihn. Er verkündete den Ruin Europas, wenn die Verbündeten den Krieg bis zum bitteren Ende durchführen wollten. Das war auch der Lieblingsgedanke — allerdings der geheime Lieblingsgedanke — eines anderen Greises, Giolittis, eines der schweigenden Rechner, wie sie Italien mitunter hervorbringt.

Aus diesen düsteren Vorhersagen, die bereits während des Krieges häufig waren, hätte man den Schluß ziehen müssen, daß man lieber Deutschland das Spiel gewonnen oder

wenigstens halb gewonnen geben sollte, als die Wirtschaftsmaschinerie der Welt in Unordnung zu bringen. Indessen standen ungleich höhere Interessen auf dem Spiele, und Lord Lansdowne predigte in der Wüste. Giolitti war geschickter: er schwieg. Er begnügte sich damit, durch seine Haltung zum Ausdruck zu bringen, daß er seine ursprüngliche Meinung nicht geändert habe und daß die Sache auf jeden Fall übel auslaufen werde. Verschanzt hinter diese persönliche Position, trachtete er nur danach, lang genug zu leben, um seine Stunde wiederkehren zu sehen. Er rechnete darauf, daß Italien eine Enttäuschung irgendeiner Art erleben werde und behielt sich vor, auf Grund dieser Enttäuschung zur Macht zurückzukehren. So ist es auch gekommen. Aber Giolitti schweigt über die Vergangenheit. Lord Lansdowne sagt kein Wort mehr. Beide waren eine Art von Keynes vor Keynes und haben doch nichts geändert. Man kann bedauern, daß die Politik der Alliierten nicht mehr Zielsicherheit, mehr Klarheit und einen größeren Einfallsreichtum besaß, was ihnen gestattet hätte, den Krieg schneller und unter besseren Bedingungen zu gewinnen. Aber wie hoch auch der Preis für den Sieg ausgefallen ist, wie groß das gegenwärtige Elend sein mag — niemand würde zu sagen wagen: „Es wäre besser gewesen, einen Verständigungsfrieden mit den Deutschen zu schließen. Sogar die sofortige Unterwerfung im Juli 1914 wäre vorzuziehen gewesen. Dann wäre das wunderbare Uhrwerk der Ein- und Ausfuhr nicht gestört worden.“

Es ist sogar möglich, daß Europa lange Zeit unter der Teuerung leiden wird. Es kann von Epidemien heimgesucht, vom Bankrott bedroht werden. Trotzdem werden die Staaten und die Nationen nach ihren eigenen Gesetzen leben. Die Wirkung der wirtschaftlichen Notwendigkeiten läßt sich nicht ableugnen. Sie läßt sich zuletzt auf den Kampf um die

Nahrung zurückführen. Man kann behaupten, daß das deutsche Volk sich 1914 zum Kriege entschlossen habe, weil der Boden, auf dem es lebte, nicht ausreichte, um 68 Millionen Menschen zu ernähren. Wenn indessen das Deutsche Reich nicht eine bestimmte Vorgeschichte und eine bestimmte Struktur gehabt hätte, wenn das Gleichgewicht der Kräfte in Europa anders verteilt gewesen wäre, wenn die Bündnisse anders oder auch nur besser festgelegt gewesen wären, wenn England, anstatt unter dem Einfluß seiner liberalen Partei zu zögern, sich sofort und mit voller Kraft zur Intervention entschlossen hätte, dann wäre der Fleischpreis in Berlin kein ausreichender Grund für Deutschland gewesen, das Risiko des Krieges auf sich zu nehmen.

Wenn man nach dem Vertrag von Versailles über die Zukunft Europas pessimistisch denken kann, so unter einem anderen Gesichtspunkt als dem von Keynes. Das wirtschaftliche Chaos ist groß. Aber das politische Chaos ist noch größer. Hat das unsagbare Elend des bolschewistischen Rußlands die Rote Armee daran verhindert, sich zu schlagen? Haben das Defizit und die schlechte Bewertung seines Papiergeldes Polen davon abgehalten, seine Grenzen neu abstecken zu wollen? Auf einem großen Teil des europäischen Raumes führen zehn Nationen Krieg miteinander trotz des Mangels, trotz des Typhus, unter entsetzlichen Lebensbedingungen, die den Menschen eigentlich nur die Sorge um das tägliche Brot lassen sollten. Inmitten dieses Durcheinanders der Nationalitäten, der Religionen und der Rassen aber bleibt Deutschland allein zu einer Einheit zusammengefaßt, allein von einheitlicher Beschaffenheit, immer noch hinreichend organisiert, so daß sein Schwergewicht, mitten in den leeren Raum Osteuropas gestellt, eines Tages den ganzen Kontinent umzustürzen droht. Die Erwägungen der Wirtschaftswissenschaftler werden nichts an den Wirkungen

dieser wesentlichen Gleichgewichtsstörung ändern. Es ist aufschlußreich, unter diesem Gesichtspunkte Thiers' „Geschichte der Revolution“ zu lesen. Obwohl Thiers sich sehr für Finanzfragen interessierte, in denen die Klarheit seines Geistes besonders hervortrat, konnte er alle diplomatischen und militärischen Geschehnisse in Europa zur Zeit der Revolution und zur Zeit des Napoleonischen Kaiserreiches darstellen, ohne daß die Assignaten und der teilweise Bankrott Frankreichs im Jahre 1797 oder die „Einlösungsscheine“¹ in Osterreich in seiner Schilderung mehr als eine Episode bedeuten, die am Lauf der Dinge nichts geändert hat. Die These Keynes' in ihrer offenkundigen Parteinahme für Deutschland ist damit gerichtet. Ihre ganze Oberflächlichkeit geht bereits aus diesem einen Beispiel hervor.

Die politischen Folgen des Friedens sind also ungleich wichtiger als die wirtschaftlichen. Es ist freilich zugleich schwieriger, sie genau darzulegen. Aber einige aus der Erfahrung und aus dem gesunden Menschenverstand abgeleitete Grundsätze können uns dabei nützen. Sicherlich können auch die größten Staatsmänner nicht alles vorhersehen; sie erraten höchstens die eine oder die andere Rückwirkung der Entscheidungen, die sie getroffen haben. Es gibt indessen Ursachen, deren Wirkungen so sicher sind, daß man ihren Zusammenhang im voraus sehen muß, wenn man sich nicht geradezu absichtlich blind dagegen macht. In diesem Buch gehen wir darum vom Einfachsten aus, um zum Schwierigen zu gelangen, bis zu den Grenzen wenigstens, wo das Schwierige beginnt, sich in unfaßbare Einzelheiten aufzulösen. Das ist das einzige Methodische, was in diesem Buch zu finden ist. Es besteht nur aus Analysen und aus Annahmen, die aus diesen Analysen abgeleitet werden. Es

¹ Im Verlaufe der Geldentwertung 1811 eingeführt. Näheres bei Raudnitz, Das österreichische Staatspapiergeld, Wien 1917. D. U.

bietet mehr Wahrscheinlichkeiten oder sogar auch nur Möglichkeiten als Gewißheiten. Auf diesem Gebiet ist die Gewißheit immer gering, wenn es sich darum handelt, zu erkennen, wie die Dinge endgültig ausgehen. Sie ist schon leichter zu erlangen, wenn es sich nur darum handelt, die Richtung zu erkennen, die die Entwicklung einschlagen wird. Bei der Begründung der deutschen Einheit im Jahre 1871 haben sich offensichtlich diejenigen Engländer getäuscht, — und es waren ihrer viele — die sich beglückwünschten, daß für die Zukunft ein großes Kaiserreich zwischen Frankreich und Rußland geschaffen wurde, weil sie es für ein Pfand der Sicherheit für sich und für Europa hielten. Es war leicht, ihnen zu sagen, daß das eine Selbsttäuschung sei. Indessen schien beim Wiener Kongreß ihre Rechnung nicht falsch zu sein, und man mußte noch 25 Jahre warten, ehe der Fehler darin von den Beteiligten empfunden wurde. Als Bismarck nach langen Überlegungen sich für das österreichische Bündnis entschied und sich damit von Rußland entfernte, erkannte er das Risiko dieser Maßnahme. Er machte seinen Nachfolgern klar, daß Deutschland sich auf keinen Fall in einen Krieg für österreichische Interessen verwickeln lassen oder sich der Gefahr einer feindlichen Koalition aussetzen dürfe. Er wies gerade auf das Hindernis hin, an dem Wilhelm II. scheitern sollte. Das sind zwei Fälle gegenüber tausend Irrtümern, die aus mangelnder Voraussicht entstanden sind oder ihre Ursachen in den Grenzen haben, die aller Voraussicht gezogen sind.

Die bemerkenswertesten Voraussagen, die die Geschichte aufbewahrt hat, beruhten auf sehr einfachen, man kann sogar sagen, trivialen Voraussetzungen, die den einfachsten Leuten zugänglich waren. Die Voraussage, die Thiers bei Gelegenheit der Schlacht von Königgrätz gemacht hat, ist ein Musterbeispiel dieser Art¹. Thiers ging von einem Ge-

¹ Vgl. S. 61. D. ü.

denken aus, den ein kleiner Ladenbesitzer an seiner Stelle gehabt hätte, wenn es sich statt um die Machtsteigerung Preußens darum gehandelt hätte, daß der Ladenbesitzer mit Unruhe die Geschäftsvergrößerung von Felix Potin¹ beobachtet hätte. „Das Kompendium aller Regeln ist der gesunde Menschenverstand“, sagte Ludwig XIV., der ein Mann des gesunden Menschenverstandes war. So gibt es Dinge, die jedermann voraussagen kann, der ein wenig Erfahrung besitzt. Man brauchte nicht ungewöhnlich scharfsichtig zu sein, um zu entdecken, daß die wenigen Worte „und Deutschland andererseits“ im Vertrag von Versailles so etwas waren wie der Wurm im Apfel. Als die Abgesandten des Deutschen Reiches diesen Vertrag in derselben Spiegelgalerie unterzeichneten, in der die deutsche Einheit ein halbes Jahrhundert vorher zum ersten Male verkündet worden war, konnte jeder Mensch, selbst von mäßiger Bildung, bereits den Schluß ziehen, daß es ein Wunder wäre, wenn diese Verpflichtungen innegehalten werden würden. Das, was man nicht vorhersehen kann, das ist zum Beispiel, wann die unvermeidlichsten Ereignisse eintreten und wie sie sich abspielen werden. Di Rudini, der sehr jung in das politische Leben eingetreten und sehr alt geworden ist, pflegte zu wiederholen: „Vermeiden Sie zu sagen: das ist folgens schwer. Ich habe allzu oft sagen hören, daß etwas folgens schwer sei. Und insbesondere: nennen Sie niemals Daten!“

Es gibt einen Grad der Verwicklung, den die Vernunft nicht mehr überblickt. Man wird nicht bestreiten, daß dieser Grad in dem Europa erreicht ist, welches aus dem Krieg und den fünf Verträgen von Versailles, Saint Germain, Neuilly, Trianon und Sèvres hervorgegangen ist.

¹ Eine Lebensmittelgroßhandlung mit vielen Zweiggeschäften. D. U.

Sehr wenige Menschen besitzen ein vollständiges Wissen von diesen diplomatischen Instrumenten, die mehrere Bände umfassen. Noch seltener sind diejenigen, die sich ein genaues Bild von der vollkommenen Verwirrung machen können, in die der Kontinent geraten ist. Wir haben nicht die Absicht, das Unbeschreibliche zu beschreiben. Man kann nicht hoffen, das Chaos zu erfassen. Wir haben versucht, das Ende des Fadens aufzugreifen und nicht wieder zu verlieren: und das Ende des Fadens befindet sich zweifellos in Berlin.

Viele Fragen bleiben in diesem Buche beiseite. Es hat keinen Zweck, den Leser bis hinter den Kaukasus zu führen. Gerade bei einem solchen Gegenstand muß man sich beschränken und sogar vieles übergehen, um wenigstens eine verhältnismäßige Klarheit zu schaffen. Man läuft Gefahr, in eine tödliche Langeweile zu verfallen, wenn man sich daranmacht, nacheinander die sogenannten großen Probleme zu prüfen, deren Rangordnung nicht immer mit der Wirklichkeit übereinstimmt. Das französische Volk ist für lange Zeit in Europa und im Mittelmeerbecken gebunden. Unsere Aufmerksamkeit muß sich darum zuerst auf das richten, was unmittelbar vor unseren Toren geschieht. Je weiter man sich außerdem von unseren Grenzen entfernt, desto undurchsichtiger werden die Dinge, desto mehr ist man auf bloße Vermutungen angewiesen. Eine der einfachen Gegebenheiten, die selten irreführen und die gestatten, in einen solchen Stoff einzudringen, ist die, daß das, was sich in unserer unmittelbaren Nähe abspielt, für uns auch am wichtigsten ist. Wenn man niemals das geeinte Deutschland in seinem Gegensatz zu einem zerstückelten Europa aus dem Auge verliert — und von diesem Gegensatz wird fast in jedem Kapitel dieses Buches die Rede sein —, so gelangt man wenigstens für eine gewisse Anzahl von Fragen zu einer Art von Rangordnung. Wenn wir hartnäckig auf

einige Punkte zurückkommen, selbst auf die Gefahr hin, uns zu wiederholen und mitunter sogar uns scheinbar zu widersprechen, so geschieht das darum, weil sie alles beherrschen. Ebenso erscheinen im Gebirge die Hauptgipfel bei jeder Wendung des Weges, bis der Wanderer gewissermaßen von ihnen besessen ist. Aber sie erscheinen jedesmal unter einem anderen Aspekt.

Während des letzten Kriegsjahres haben wir ein Buch geschrieben, das wenige Wochen vor dem Waffenstillstand am 11. November erschienen ist und an noch ganz frischen und blutigen Beispielen, an der Geschichte dreier Generationen, deren letzte für die beiden anderen gebüßt hat, nachweisen sollte, daß es geschichtliche Augenblicke gibt, in denen bestimmte herrschende Ideen, bestimmte Worte in den diplomatischen Akten, die infolge dieser Entscheidungen geschrieben wurden, für lange Jahre unabsehbare Folgen einleiten. Ludwig XIV. sagte: „Häufig will man das Verdienst guter politischer Maßnahmen verdunkeln, indem man sich einbildet, daß die Welt sich selbst durch zufällige und natürliche Umwälzungen regiere, die man nicht vermeiden könne. Gemeine Geister neigen zu einer solchen Auffassung, weil sie ihrem Mangel an Einsicht und Tatkraft schmeichelt, indem sie ihnen gestattet, ihre Fehler als Unglück und die Leistung anderer als glücklichen Zufall anzusehen.“ Ebenso war es in der Zeit vom 11. November 1918 bis zum 28. Juni 1919 keineswegs der Zufall, der entschieden hat, und ebensowenig die Gewalt der Tatsachen. Vielmehr waren es die Menschen, mit ihrem Charakter und mit ihren Auffassungen. Tausend andere Kombinationen als diejenigen, die verwirklicht wurden, wären möglich gewesen. Das konnte man seitdem deutlich erkennen, da verschiedene Bedingungen der Verträge unter dieser oder jener Einwirkung, sei es zum Besseren, sei es zum Schlechteren, abgeän-

bert worden sind. Heute gilt es nur noch, abzuwarten und, wenn möglich, den Folgen zuvorzukommen und ihnen eine bessere Wendung zu geben. „Man kann den Folgen nicht entgehen“, hatte der Prediger Salomo gesagt, überdrüssig, die Führer der Völker immer wieder die gleichen Fehler begehen und die Massen ihr Leben und ihr Schicksal denselben Führern anvertrauen zu sehen. Die Folgen bleiben niemals aus. Und wir spüren sie bereits.